

MICHAIL BULGAKOW

Ich bin zum Schweigen verdammt

MICHAIL BULGAKOW
Ich bin zum Schweigen verdammt

Tagebücher und Briefe

Aus dem Russischen
von Renate Reschke und
Thomas Reschke

Einleitung, Nachwort und
Anmerkungen aus dem Englischen
von Sabine Baumann

Luchterhand



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

I. Auflage

Copyright © The Estate of Mikhail Bulgakov

Einleitung © Roger Cockrell, 2013

Anmerkungen, Register und Materialien zu Leben und Werk
des Autors © Alma Classics, 2013

Die Ausgabe erschien erstmals 2013 unter dem Titel
»Diaries and Selected Letters« bei Alma Classics Alma Books Ltd.,
Richmond, United Kingdom.

Bilder © The Estate of Mikhail Bulgakov

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Redaktion: Susanne Krones

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-630-87466-1

Inhalt

Einleitung – 7

Ausgewählte Briefe und Tagebücher

1921 – 15

1922 – 21

1923 – 28

1924 – 49

1925 – 75

1926 – 86

1927 – 95

1928 – 97

1929 – 102

1930 – 113

1931 – 129

1932 – 143

1933 – 160

1934 – 180

1935 – 201

1936 – 210

1937 – 215

1938 – 232

1939 – 264

1940 – 270

Anmerkungen – 271

Register – 279

Materialien zu Michail Bulgakows ausgewählten Briefen
und Tagebüchern

Michail Bulgakow Leben und Werk – 303

Auswahlbibliographie – 350

Einleitung

»Bin ich in der UdSSR denkbar?«

*Michail Bulgakow: Brief an die Regierung der UdSSR
vom 28. März 1930*

Dieser Band mit Tagebüchern und Briefen von Michail Bulgakow umfasst die Zeitspanne von zwanzig Jahren ab Bulgakows Ankunft in Moskau im Herbst 1921 bis zu seinem Tod ebendort im März 1940.

In den Anfangsjahren wurde Bulgakow stark von häuslichen Angelegenheiten und dem täglichen Überleben in einer oft nicht gerade einladenden Umgebung in Anspruch genommen. Doch als Journalist und eifriger Zeitungsleser richtete er seine Gedanken auch nach außen und wurde ein scharfer Beobachter des gesellschaftlichen und politischen Lebens. Viele Anmerkungen in seinem Tagebuch beziehen sich auf die unberechenbare internationale Situation außerhalb Sowjetrusslands, insbesondere die potenziell explosiven Ereignisse in Deutschland sowie die zunehmenden Konflikte und die wachsende Feindschaft zwischen dem Sozialismus sowjetischer Prägung und dem Faschismus.

Zu dieser Zeit war in Bulgakow jedoch bereits der Wunsch gereift, Schriftsteller zu werden, und er wurde sich seines besonderen Talentes dafür immer stärker bewusst. Ihm war klar, dass ihm eine schwierige Zukunft bevorstand: »Ich bereue bitter«, schrieb er am 26. Oktober 1923, »die Medizin aufzugeben und mich zu einer unsicheren Existenz verurteilt zu haben.

Aber Gott weiß, der Grund dafür war nur die Liebe zur Literatur.« Als die Entscheidung getroffen war, betrat er die literarische Szene Anfang bis Mitte der Zwanzigerjahre mit einem erstaunlichen Ausbruch an schöpferischer Energie, indem er einen großen Roman, »Die weiße Garde«, mehrere Erzählungen und eine Reihe von Theaterstücken verfasste. Anfangs hatte er sogar einen gewissen Erfolg: Eine Geschichte, »Die verhängnisvollen Eier«, wurde zusammen mit einem Teil der »Weißen Garde« veröffentlicht, und eine Bühnenfassung desselben Romans, »Die Tage der Turbins«, wurde in Moskau unter großem Beifall aufgeführt. Doch damit sollte auch schon Schluss sein, denn alsbald setzte sich ein Muster in Gang, das bis zum Ende seines Lebens anhielt, nämlich dass er von einer unverhohlenen feindseligen und oft böartigen Presse angegriffen, von der Geheimpolizei verfolgt und einer unbarmherzig verstümmelnden Zensur unterworfen werden sollte.

Nach einem Appell an die Regierung erhielt er eine Anstellung als Regieassistent am Moskauer Künstlertheater, aber sein Drang zu schreiben blieb ungebrochen. Er sah sich in einer Falle und fühlte sich zunehmend niedergeschlagen, frustriert und von Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit ausgelaut. »Ich kann nichts schreiben«, schrieb er am 3. September 1929 an Maxim Gorki. »Alles ist verboten, ich bin ruiniert, ich werde gehetzt, ich bin völlig einsam.« Er war in der Stadt, die er liebgewonnen hatte, im Grunde ein Gefangener. »Mir ist die Psychologie des Häftlings aufgezwungen«, schrieb er am 30. Mai 1931. Seine geheimsten Gedanken und Befürchtungen vertraute er nur einigen wenigen Briefpartnern an – darunter seiner Frau Jelena Sergejewna in einer ganzen Reihe von Briefen, die er an sie schrieb, während sie im Sommer 1938 außerhalb Moskaus weilte, seinem Bruder Nikolai in Paris, dem Komponisten Boris Assafjew,

dem Schriftsteller Jewgeni Samjatin und seinem ersten Biografen, Pawel Popow, mit dem er besonders gut befreundet war. Seine Beziehung zu dem berühmten Regisseur und Mitbegründer des Moskauer Künstlertheaters, Konstantin Stanislawski, war im Vergleich dazu erheblich zwiespältiger, äußerte er doch mal bewundernde »Begeisterung« über Stanislawskis Regiekunst während der Proben (31. Dezember 1931), mal strikte Ablehnung der unmöglichen Bedingungen, die das Theater an die Aufführung seines Stücks »Molière« knüpfte und mit denen er nicht einverstanden war (22. April 1935). Für den anderen Mitbegründer des Moskauer Künstlertheaters, Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, hatte Bulgakow kaum mehr als Verachtung übrig. »Aber ja doch!«, schrieb er am 3. Juni 1938 mit beißendem Sarkasmus an seine Frau. »Ich brenne darauf, diesem Philister den Roman zu zeigen.« Manchmal konnte Bulgakow sehr schroff sein. In einem Tagebucheintrag vom 23. auf den 24. Dezember 1924 bezeichnete er den Romancier Alexej Tolstoi als einen »dreckige[n], ehrlose[n] Narr[en]«, und an anderer Stelle warf er dem Theaterregisseur Wsewolod Meyerhold vor, er sei »dermaßen prinzipienlos«, dass man meinen könnte, »er hätte keine Hose an und lief in Unterhose herum« (Brief vom 14. Juni 1936).

Wir werden nie erfahren, ob Bulgakows Ärger und Verzweiflung sich gelegt hätten, wenn man ihm erlaubt hätte, das Land zu verlassen, aber er lässt keinen Zweifel daran, dass eine solche Erlaubnis lebenswichtig für ihn war. Obwohl er zu einem bestimmten Zeitpunkt um Ausweisung bat (Brief an Stalin vom Juli 1929), betonte er in vielen anderen Briefen, dass er einfach nur ein paar Monate ins Ausland reisen wolle. Aus persönlichen und gesundheitlichen Gründen wollte er, dass seine Frau ihn begleitete, aber das Ehepaar war nicht be-

reit, Jelenas kleinen Sohn als Pfand zurückzulassen. Einmal scheint die Erlaubnis erteilt, doch kurz darauf zu seiner großen Enttäuschung wieder entzogen worden zu sein. Offenbar sollte es nicht sein, und so blieben ihm nichts als sehnsuchtsvolle Träume. »Wir träumten: Rom«, schrieb er in einem Brief vom 11. Juli 1934, »ein Balkon wie bei Gogol beschrieben, Pinnien, Rosen ... Das Manuskript ...« Das Rom von Gogol, das Paris von Molière (das einen Platz in seinem Herzen einnahm, der nur seiner geliebten Heimatstadt Kiew nachstand), Sonnenschein und das Mittelmeer – all das lockte und rief, all das schien so nah und doch so unerreichbar, außer in seiner Fantasie. Mitte der Dreißigerjahre war die Einbildungskraft offenbar alles, was ihm geblieben war. Er arbeitete weiter an seinem »Roman«, aber er hatte jegliche Hoffnung verloren, ihn je zu veröffentlichen. Allenfalls hoffte er, wie er Jelena am 15. Juni 1938 schrieb, dass der Roman es wenigstens verdienen werde, »im Dunkel einer Kiste« aufbewahrt zu werden.

Bulgakow hatte ein tragisch kurzes Leben und erlebte nicht einmal seinen fünfzigsten Geburtstag, aber andererseits ist es in gewisser Hinsicht ein Wunder, dass er überhaupt so lange aushielt, denn zur damaligen Zeit verschwanden Schriftstellerkollegen mit einer ähnlichen Haltung im Schlund des GULAG. Anders als viele seiner Zeitgenossen hatte Bulgakow nie in die Begeisterung für die Revolution von 1917 miteingestimmt. Boris Pasternak ließ seinen Helden Juri Shiwago sagen, dass er die Revolution für »etwas unübersehbar Großes und Gewaltiges« hielt, während sie für Bulgakow den Vorboten einer Tragödie darstellte, die Russland in den Abgrund stürzen sollte. Mehr noch: Bulgakow machte nie einen Hehl daraus, dass er bei seiner politischen Haltung blieb. In einem Verhörprotokoll der Geheimpolizei (OGPU) bekräftigte er, dass er während des Bürgerkriegs »ganz auf der Seite der Wei-

ßen gewesen« sei, »deren Rückzug [ihn] mit Entsetzen und Fassungslosigkeit erfüllt« habe. Wie gelang es ihm unter diesen Umständen, der Verhaftung oder gar Schlimmerem zu entgehen? Geschah dies etwa durch das Eingreifen Stalins? Man weiß, dass Stalin »Die Tage der Turbins« bewunderte, und es wurde viel über eine »besondere Beziehung« zwischen den beiden gemutmaßt. Man weiß aber auch, dass Stalin die Aufführung anderer Stücke wie »Die Flucht« und »Die Purpurinsel« erbittert ablehnte – und wenn solch eine Beziehung bestanden hätte, warum erteilte er Bulgakow nie die Genehmigung, ins Ausland zu reisen?

Auf solche Fragen gibt es keine eindeutigen Antworten. Willkür ist eines der Kennzeichen einer totalitären Gesellschaft, und daher mag Bulgakows rhetorische Frage, ob er in solch einer Gesellschaft »denkbar« sei, sehr berechtigt gewesen sein. Doch wie ihn die Regierung und die Kommunistische Partei (und leider auch viele seiner Kollegen aus dem Literatur- und Theaterbetrieb) auch wahrgenommen haben mögen, so war er doch sehr viel mehr als nur »denkbar«. Denn in einer Gesellschaft, in der Furcht und Schrecken herrschten, in der der Staat offiziell mittels Lüge und Täuschung regierte, Konformismus dominierte und Speichelleckerei und rücksichtsloser Ehrgeiz vorherrschten, war jemand wie Bulgakow geradezu unentbehrlich. Denn es gab keine machtvollere Erwiderung auf Stalins Russland als seine Erzählungen, Romane und Theaterstücke, ob sie nun zu seinen Lebzeiten veröffentlicht und aufgeführt wurden oder nicht (denn man erinnere sich an Volands Aussage in »Der Meister und Margarita«: »Manuskripte brennen nicht«).

»Mein Schiff geht unter«, schrieb Bulgakow am 16. Januar 1930, »das Wasser steigt schon zu mir auf die Kommando-
brücke. Man muss mannhaft untergehen.«

In ihrem Nachruf auf Bulgakow in Form eines kurzen Gedichts, das sie unmittelbar nach seinem Tod verfasste, sprach Anna Achmatowa in der für sie charakteristischen Sachlichkeit, aber umso überzeugender von der Bedeutung, die dieser Schriftsteller für sie persönlich und für ganz Russland gehabt habe. Seine Tagebucheinträge und Briefe bezeugen nicht nur in einzigartiger Weise eine der dunkelsten Perioden der jüngeren russischen Geschichte, sondern sie sind auch das Vermächtnis eines begabten Ausnahmeschriftstellers, dessen geistiges Rückgrat und vielseitige, sprühende Einbildungskraft künftigen Generationen als Quelle der Inspiration dienten.

Roger Cockrell, 2013

Ausgewählte Briefe
und Tagebücher

Editorische Notiz

Der Text dieser Auswahl von Bulgakows Tagebüchern und Briefen basiert auf Band 13, Halbband 1 der im Verlag Volk und Welt 1996 erschienenen Gesamtausgabe, dem Band »Briefe: 1914 bis 1940«, aus dem Russischen von Renate und Thomas Reschke, sowie auf dem 1993 erschienenen Band 5, »Die rote Krone. Autobiographische Erzählungen und Tagebücher« der gleichen Ausgabe, aus dem Russischen von Thomas Reschke.

Briefe und Tagebucheinträge, die in diesen beiden Ausgaben nicht enthalten waren, wurden von Thomas Reschke auf der Grundlage folgender Originalausgaben erstmals für diese Ausgabe übersetzt: »Mikhail i Yelena Bulgakovy: Dnevnik Mastera i Margarity«, herausgegeben von V. I. Losev (Moscow: Vagrius, 2004) und »Dnevnik, pis'ma 1914–1940« (Moskau: Sovremenny Pisatel, 1997).

Textauslassungen und Kürzungen des Herausgebers wurden mit [...] markiert. Vornamen, Vatersnamen und Datierungen werden, wo sie eruiert werden konnten, in den Anmerkungen ergänzt (Seite 271–295, * im Text verweist jeweils auf eine Anmerkung).

1921

*An W. M. Bulgakowa-Woskressenskaja**

17.XI.1921

Liebe Mama,

wie geht es Ihnen, was macht Ihre Gesundheit? [...]

Ich bedaure sehr, dass ich Ihnen in einem kleinen Brief nicht ausführlich wiedergeben kann, wie es zurzeit in Moskau aussieht. Ich kann nur kurz sagen: ein irrsinniger Kampf um die nackte Existenz und die Anpassung an die neuen Lebensbedingungen.

Seit ich vor anderthalb Monaten ohne alles nach Moskau kam, habe ich, wie ich denke, das Maximum dessen erreicht, was in solch einem Zeitraum zu erreichen ist. Ich habe eine Anstellung. Freilich ist das bei Weitem nicht das Wichtigste. Man muss auch wissen, wie man zu Geld kommt. Auch das, stellen Sie sich vor, habe ich erreicht. Freilich erst in ganz geringem Umfang. Immerhin haben Tassja* und ich in diesem Monat schon etwas zu essen, wir haben uns mit Kartoffeln eingedeckt, sie hat ihre Schuhe ausbessern lassen, wir können Brennholz kaufen usw.

Gearbeitet wird nicht einfach so, sondern wie verrückt. Von morgens bis abends, und das Tag für Tag ohne Unterbrechung.

Die sowjetischen Behörden werden vollständig umgekrem-pelt, Personal wird abgebaut. Meine Behörde fällt auch da-

runter und erlebt offensichtlich ihre letzten Tage. Also werde ich in kurzer Zeit ohne Anstellung sein. Aber das macht nichts. Ich habe schon Maßnahmen ergriffen, um nicht zu spät zu kommen und rechtzeitig in den Privatsektor überzuwechseln. Sicherlich wissen Sie schon, dass man in Moskau nur dort oder im Handel existieren kann. [...]

Ich unternehme Versuche, in einem Leinentrust eingestellt zu werden. Außerdem habe ich gestern ein Angebot bekommen, zu vorerst noch ungeklärten Bedingungen an einer neu erscheinenden Wirtschaftszeitung mitzuarbeiten. Es ist eine rein kommerzielle Sache, und ich arbeite auf Probe. Gestern und heute hatte ich sozusagen Prüfungen. Morgen soll ich eine halbe Mio. Vorschuss bekommen. Das bedeutet, dass man mich für gut befunden hat, und vielleicht bekomme ich dann den Lokalteil übertragen. Also, Leinen, die Wirtschaftszeitung und private Arbeiten (zufällige), das habe ich vor mir. Der Weg der Arbeitssuche und das Fachgebiet, das ich mir schon in Kiew überlegt hatte, beides hat sich als völlig richtig erwiesen. Auf einem anderen Gebiet zu arbeiten, ist unmöglich. Das hieße im besten Falle, zu hungern.

[...] Ich habe eine Menge Bekannte im Zeitungs-, Theater- und Geschäftsbereich. Das bedeutet viel im gegenwärtigen Moskau, das zu einem neuen, längst ungewohnten Leben übergeht – wütende Konkurrenz, Hektik, Entwicklung von Initiative usw. Außerhalb eines solchen Lebens zu leben, ist unmöglich, man ginge zugrunde. Ich möchte nicht zu den Zugrundegehenden gehören.

[...] Die arme Tassja muss ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten, um irgendwas aufzutreiben und aus jedem Mist ein Essen zu zaubern. Aber sie ist tüchtig! Kurzum, wir strampeln wie Fische auf dem Trockenen. Hauptsache, man hat ein Dach überm Kopf. Andrejs Zimmer ist meine Rettung.*

Wenn Nadja zurückkommt,* wird es natürlich sehr schwierig. Aber daran denke ich vorläufig nicht, ich bemühe mich, nicht daran zu denken, denn mein Tag ist ohnehin voll schwerer Sorgen.

In Moskau rechnet man nur in Hunderttausenden und Millionen. Schwarzbrot 4600 Rub. das Pfund, Weißbrot 14000. Und die Preise steigen und steigen! Die Läden sind voller Waren, doch was kann man kaufen! Die Theater sind voll, aber gestern, als ich in einer Angelegenheit am Bolschoi-Theater vorbeiging (ich kann mir gar nicht mehr denken, nicht in einer Angelegenheit unterwegs zu sein!), verkaufte Schieber Karten sogar zu hundertfünfzigtausend Rubel! In Moskau gibt es alles: Schuhe, Stoffe, Fleisch, Kaviar, Konserven, Delikatessen, alles! Cafés werden eröffnet, schießen wie Pilze aus dem Boden. Und überall Hunderte, Hunderte! Hunderte! Die Spekulantenvelle rauscht.

Ich träume nur von einem: den Winter zu überstehen, ohne im Dezember unterzugehen, der wohl der schwerste Monat sein wird. Tassjas Hilfe ist für mich unschätzbar: Bei den gewaltigen Strecken, die ich täglich durch Moskau buchstäblich rennen muss, spart sie mir eine Menge Kraft und Energie, indem sie mich verpflegt und mir nur die Arbeiten übriglässt, die sie selbst nicht schafft: abends Holz hacken und morgens Kartoffeln schleppen.

Wir laufen beide in unseren dünnen Mäntelchen durch Moskau. Ich schiebe immer eine Schulter vor (merkwürdigerweise kommt der Wind immer von links). Ich träume davon, für Tassja warme Schuhe zu ergattern. Sie hat nur ein Paar Sommerschuhe. Aber was soll's! Hauptsache ist das Zimmer und die Gesundheit!

[...] Ich schreibe Ihnen das alles, um Ihnen zu zeigen, unter welchen Bedingungen ich meine *Idée fixe* verwirklichen muss. Sie besteht darin, in drei Jahren die Norm wiederherzustellen – Wohnung, Kleidung und Bücher. Ob mir das gelingt – wir werden sehen.

Wenn ich Ihnen schreibe, wie sparsam Tassja und ich geworden sind, werden Sie es nicht glauben. Wir sparen mit jedem Holzsplitter.

Das macht die Schule des Lebens.

Nachts schreibe ich mit Unterbrechungen an den »Aufzeichnungen eines Landarztes«*. Das könnte eine ordentliche Sache werden. Ich überarbeite »Das Leiden«*. Aber die Zeit, die Zeit reicht nicht! *Das tut mir weh!* [...]

P.S. Meine angenehmste Erinnerung der letzten Zeit, erraten Sie, was das ist?

Wie ich bei Ihnen auf dem Diwan geschlafen, Tee getrunken und französische Brötchen dazu gegessen habe. Ich würde viel darum geben, wenigstens zwei Tage wieder so zu liegen, den Bauch voller Tee, und an nichts zu denken. Ich bin so erschöpft. [...]

An N. A. Bulgakowa-Semskaja

1.XII.1921

Moskau

Liebe Nadja,

[...] Ich leite den Lokalteil des »Handels- und Industrieboten«, und wenn ich den Verstand verliere, dann deswegen. Kannst Du Dir vorstellen, was es bedeutet, eine Privatzeitung herauszugeben? In die zweite Nummer muss ein Artikel von Boris* hinein. Über Luftfahrt in der Industrie, über Rauminhalt, Stapellagerung usw. Ich war ganz wirr im Kopf. Und das Papier!! Und wenn wir keine Inserate bekommen? Und der Lokalteil!! Und der Preis!!! Den ganzen Tag auf Trab.

Ich habe das Feuilleton »Eugen Onegin«* für »Die Leinwand« (Theaterzeitschr.) geschrieben. Sie haben es nicht angenommen. Grund – es eigne sich nicht für eine Theater-, sondern für eine Literaturzeitschrift.

Ich habe ein Nekrassow* gewidmetes künstler. Feuilleton geschrieben – »Die Muse der Rache«. Sie haben es im Büro für künstler. Feuilletons beim GP P angenommen, haben 100 gezahlt und es an die Zeitschrift »Westnik Iskusstwa« gegeben, die von der Theaterabteilung des GP P herausgegeben werden soll. Ich weiß im Voraus, dass entweder die Zeitschrift nicht erscheint oder irgendwer die »Muse« im letzten Moment für ungeeignet hält ... usw. Ein Chaos.

Wundere Dich nicht über die wahnsinnige Flüchtigkeit des Briefes. Das ist nicht meine Absicht, sondern weil ich buchstäblich todmüde bin. Ich habe alles satt. Denke überhaupt nicht ans Schreiben. Glücklicherweise bin ich nur, wenn Tassja mir heißen Tee zu trinken gibt. Wir ernähren uns unvergleichlich

besser als zu Beginn. Ich wollte Dir einen langen Brief mit der Schilderung Moskaus schreiben, und das ist nun dabei herausgekommen. [...]

1922

An N. A. Bulgakowa-Semskaja

Moskau, 13. Januar 1922

[...] In diesem Brief schicke ich Dir den Beitrag »Die Renaissance des Handels«. Ich hoffe, Du tust mir den Gefallen (im Gegenzug versuche ich, Dir in Moskau nützlich zu sein), ihn einer beliebigen Kiewer Zeitung Deiner Wahl (zu bevorzugen wäre eine große Tageszeitung) anzubieten.

Das kann drei Ergebnisse zeitigen:

1. Sie nehmen ihn nicht.
2. Sie nehmen ihn.
3. Sie nehmen ihn und sind an Weiterem interessiert.

Zum ersten Fall gibt es nichts zu sagen. Tritt der zweite Fall ein, so lasse Dir nach den Redaktionssätzen das Honorar auszahlen und überweise es mir, nachdem Du von der Summe das einbehalten hast, was Du nach Deiner Berechnung für Porto und sonstige Ausgaben im Zusammenhang mit Deinen Beiträgen und der Zusammenarbeit mit mir brauchst (ganz nach Deinem Ermessen).

Im dritten Fall jedoch schlage mich ihnen als Hauptstadtkorrespondenten vor, der zu beliebigen Fragen schreibt oder aber im Kellerfeuilleton¹ über Moskau berichtet*. Sie sollen

¹ Unterer Teil einer Zeitung, wo Feuilletons stehen. Aber sicher weißt du das.

Angebot und Vorschuss schicken. Sage ihnen, dass ich Leiter des Lokalteils beim »Boten« bin, ein professioneller Journalist. Wenn sie die »Renaissance« abdrucken, schicke mir per Einschreiben und im Streifband zwei Nummern.

Ich hoffe, Du verzeihst mir, dass ich Dich bemühe [...]. Du wirst verstehen, was ich heute empfinde, wenn ich zusammen mit dem »Boten« Bankrott mache.

Bulgakows Tagebücher

25. Januar (Tatjanas Tag)

Ich habe das Tagebuch liegengelassen. Schade, in dieser Zeit ist viel Interessantes passiert.

...bin noch immer ohne Stellung. Meine Frau und ich ernähren uns schlecht. Dadurch hat man auch keine Lust zum Schreiben. Schwarzbrot kostet 20 T. pro Pfund, Weißbrot...

[...]

26. Januar

Bin in ein Kollektiv von Wanderschauspielern geraten, werde am Stadtrand spielen. Gage 125 pro Vorstellung. Das ist mörderisch wenig. Natürlich wird wegen dieser Vorstellungen zum Schreiben keine Zeit sein. Ein Teufelskreis.

Meine Frau und ich nagen am Hungertuch.

Ich habe nicht bemerkt, dass der Tod von Korolenko* in den Zeitungen vielfach erwähnt wurde... Zärtlichkeiten.

Habe heute bei Nikolai Gladyszewski* Wodka getrunken.

9. Februar

Es ist die schlimmste Zeit meines Lebens. Meine Frau und ich hungern. Ich musste mir vom Onkel ein bisschen Mehl, Öl und Kartoffeln borgen. Von Boris eine Million. Habe ganz Moskau abgeklappert, keine Stellung.

[...]

Die Villa von S. soll vielleicht zu einem Waisenhaus gemacht werden.

Der gelehrte Professor T. schmeißt achtkantig Leute, die eine akademische Ration bekommen, aus den Listen, auch alle Schauspieler und Wunderkinder (der Sohn von Meyerhold* kriegte eine akademische Ration!) und »gelehrte« Lehrer vom Typ solcher der Swerdlowsker Universität. Auf dem akademischen...

14. Februar

Gestern auf dem Dewitschje-Feld in den ehem. Frauenkursen (jetzt 2. Universität) wurde eine Gerichtsverhandlung über die »Aufzeichnungen eines jungen Arztes«* veranstaltet. Um halb sieben blockierten schon schwarze Mengen von Studenten sämtliche Eingänge und drängten hinein. Ein paar Tausend waren gekommen. Im Auditorium...

Weressajew ist recht hässlich, sieht aus wie ein alter Jude (hat sich aber gut gehalten). Er hat sehr schmale Augen mit dick geschwollenen Lidern und eine Glatze. Eine tiefe Stimme... Er hat mir sehr gefallen. Ich hatte einen ganz anderen Eindruck von ihm als damals bei seiner Vorlesung. Vielleicht liegt das am Kontrast zu den Professoren. Die stellen öde, komplizierte Fragen. Weressajew dagegen suchte die Nähe der Studenten, die brennende Probleme aufwarfen und richtige Wege zu ihrer Lösung anstrebten. Er redet wenig. Aber wenn er redet, dann klug, intelligent.

Bei ihm waren zwei Damen, wohl seine Frau und Tochter. Die Frau ist sehr nett [...]

15. Februar

Das Wetter hat sich verschlechtert. Heute leichter Frost. Ich laufe auf den Resten meiner Sohlen. Die Filzstiefel taugen nichts mehr. Wir nagen am Hungertuch. Überall Schulden.

[...]

An N. A. Bulgakowa-Semskaja

Moskau, 24. März 1922

[...] Das Moskauer Leben werde ich gar nicht erst beschreiben. Das ist etwas so Märchenhaftes, dass ich dafür mindestens acht Seiten bräuchte. Anders kann man es nicht begreifen. Außerdem weiß ich auch nicht, ob es Dich interessiert. Für alle Fälle erwähne ich zwei, drei Details, die ich aufs Geratewohl herausgreife.

Das Charakteristischste, was mir aufgefallen ist: 1. Ein schlechtgekleideter Mensch ist verloren, 2. die Anzahl der Straßenbahnen nimmt zu, gerüchteweise werden Geschäfte und Theater (außer den »grotesken«) Pleite machen, Privatverlage lösen sich in Luft auf. Die Preise mitzuteilen, ist unmöglich, weil der Fall der Valuta einen galoppierenden Charakter angenommen hat, und manchmal ändern sich die Preise im Laufe eines Tages. Zum Beispiel: Morgens kostet Speiseöl 600, abends 650 usw. Heute habe ich mir auf dem Markt gelbe engl. Schuhe für 4,5 (viereinhalb) Millionen gekauft. Ich habe sofort zugegriffen, denn in einer Woche werden sie 10 kosten.¹

Alles Übrige ist, ich wiederhole es, nicht zu beschreiben. Die Wohnungsfrage ist erwähnenswert. Glücklicherweise ist der Alptraum in der 5. Etage, wo ich ein halbes Jahr ums Überleben gekämpft habe, billig (für März etwa 700 000). Übrigens, das Haus ist bereits eine »Arbeiterwohngenssch.«. Und an der Spitze der Firma steht die ganze Gaunerbande, die

1 Gerade als ich den Brief zukleben wollte, habe ich festgestellt, dass es nicht engl., sondern amerik. Schuhe sind und dass die Sohle aus Pappe ist. Mein Gott! Wie satt ich das alles habe!

nach wie vor in dem Zimmer links vom Tor von 4 bis 7 Uhr Sitzungen abhält.

Vor einer Woche haben sie aufgehört zu heizen.

Ich werde von der Arbeit buchstäblich erdrückt. Ich habe keine Zeit, zu schreiben und mich richtig mit der frz. Sprache zu beschäftigen. Ich bin dabei, mir eine Bibliothek anzuschaffen (bei den Antiquaren – einer frechen und ignorant. Bande – sind die Bücher teurer als in den Geschäften).

Eine große Bitte: Wenn einer von Euch an Sascha Gd. über mich schreibt, möge er als meine Adresse die von Onkel Kolja angeben, damit kein Durcheinander und Unfug entsteht. Und teile mir unverzüglich seine Adresse mit.

Jetzt ist es 2 Uhr nachts. Ich bin so müde, dass ich nicht einmal weiß, was ich eigentlich geschrieben habe! Nebensächlichkeiten, und das Wichtige habe ich wohl vergessen ...

*An V. A. Bulgakowa**

Moskau, 24. März 1922

[...] Ich arbeite sehr viel; ich bin bei der großen Zeitung »Rabotschi« und außerdem Leiter des Verlags beim Wiss. Techn. Komit. bei Boris Michailowitsch S. Das hat sich erst kürzlich ergeben. Das schlimmste Problem in Moskau ist das Wohnungsproblem. Ich wohne in einem Zimmer, das mir Andrej S. vor seiner Abreise überlassen hat. Bolschaja Sadowaja 10, W. 50. Das Zimmer ist scheußlich, die Nachbarschaft auch, ich fühle mich nicht sesshaft, mit Müh und Not konnte ich das Zimmer überhaupt behalten.

Von den Moskauer Preisen will ich gar nicht schreiben, sie sind unglaublich. Ich bekomme ein Gehalt von ca. 45 Millionen im Monat (nach dem Märzkurs). Das ist zu wenig. Ich muss mich anstrengen, um noch dazuzuverdienen. Bekannte habe ich in Moskau sehr viele (in Journalisten- u. Theaterkreisen), sehe aber selten jemanden, weil ich in Arbeit versinke und ausschließlich in Zeitungsangelegenheiten durch Moskau rase.

[...]

1923

An V. A. Bulgakowa

Moskau, 23. Januar 1923

Liebe Vera,

ich danke Euch allen für den telegraphischen Gruß. Ich habe mich sehr gefreut, dass Du in Kiew bist. Leider wird aus dem Telegramm nicht klar, ob Du ganz zurückgekehrt bist oder nur zeitweilig. Es ist mein Traum, dass wir alle endlich unser dauerhaftes Heim in Moskau und Kiew finden.

Ich denke, Du und Ljolja*, Ihr könntet Euch Euer Leben einträchtig in dem Winkel einrichten, in dem Mama es eingerichtet hat. Vielleicht irre ich mich, aber ich denke, es wäre auch für Iwan Pawlowitsch* besser, wenn einer von der Familie, der ihm eng verbunden und in vielem verpflichtet ist, in seiner Nähe bliebe.

Voller Betrübnis denke ich sehr oft an Kolja und Wanja*, daran, dass wir alle ihnen jetzt nicht das Leben erleichtern können. Mit großer Trauer denke ich an Mutters Tod und daran, dass in Kiew niemand mehr bei Iwan Pawlowitsch ist. Mein einziger Wunsch ist, dass Deine Rückkehr keine Unstimmigkeit in die Familie bringt, sondern im Gegenteil die Kiewer verbindet. Darum habe ich mich so gefreut, als ich die Worte »einträchtige Familie« las. Das ist für uns alle das Wichtigste. Wirklich, ein Fünkchen guten Willens, und Ihr könntet wunderbar miteinander leben. Ich gehe von mir aus: Nach

diesen Jahren schwerer Prüfungen schätze ich vor allem Ruhe. Ich hätte so gern meine Angehörigen um mich. Aber da kann man nichts machen. Hier in Moskau, unter unvergleichlich schwereren Bedingungen als bei Euch, denke ich dennoch, mein Leben in normale Bahnen lenken zu können. [...]

Meine große Bitte an Dich: Lebt in Mutters Andenken einträchtig miteinander.

Ich arbeite sehr viel und bin todmüde. Vielleicht schaffe ich es im Frühjahr, kurz nach Kiew zu kommen, ich hoffe, dass ich Dich antreffe und Iwan Pawlowitsch sehe. Wenn Du Dich in Kiew eingelebt hast, berate Dich mit Iwan Pawlowitsch und mit Warwara*, ob man nicht etwas unternehmen müsste, um Mamas Grundstück in Butscha* zu behalten. Es würde mir schrecklich leidtun, wenn es verlorenginge. [...]

Dein Bruder Michail

Bulgakows Tagebuch

Moskau

24. (II.) Mai

Habe lange nicht das Tagebuch zur Hand genommen, denn ich bin am 21. April von Moskau nach Kiew gefahren und bis zum 10. Mai dort geblieben. In Kiew habe ich mich operieren lassen (Geschwulst hinterm linken Ohr). Ich wollte in den Kaukasus, bin aber nicht hingekommen.

12. Mai zurück nach Moskau. Hier begannen große Ereignisse: Der sowjetische Vertreter Wazlaw Wazlawowitsch Worowski wurde in Lausanne von Conradi ermordet.* Am 12. war in Moskau eine grandios inszenierte Demonstration. Die Ermordung Worowskis fiel zusammen mit dem Ultimatum Curzons an Russland*: Rücknahme der frechen Note Wainschtejns*, die über die englische Handelsvertretung in Moskau abgeschickt worden war, Zahlung für die festgehaltenen englischen Fischfangschiffe im Weißen Meer, Verzicht auf Propaganda im Osten usw. usw.

Es riecht nach Konflikt und sogar nach Krieg. Die allgemeine Meinung geht freilich dahin, dass es keinen geben wird. Begreiflich, wie sollen wir gegen England Krieg führen? Aber eine Blockade ist durchaus vorstellbar. Scheußlich, dass auch Polen und Rumänien sich regen (Foch hat Polen besucht*). Überhaupt stehen wir am Vorabend von Ereignissen. Heute in den Zeitungen Gerüchte über die Entsendung britischer Kriegsschiffe ins Weiße und ins Schwarze Meer und die Mitteilung, Curzon wolle von Kompromissen nichts hören

und verlange von Krassin* (der sich nach dem Ultimatum sofort per Flugzeug nach London absetzte) die genaue Einhaltung des Ultimatums.

Moskau führt ein lärmendes Leben, besonders im Vergleich zu Kiew. Ganz besonderes Merkmal – in Moskau wird ein Meer von Bier getrunken. Auch ich trinke viel. Überhaupt lasse ich mich in letzter Zeit gehen. Aus Berlin ist Graf Alexej Tolstoi eingetroffen.* Er gibt sich dreist und hemdsärmelig. Trinkt viel.

Ich bin aus dem Rhythmus geraten – anderthalb Monate nichts geschrieben.

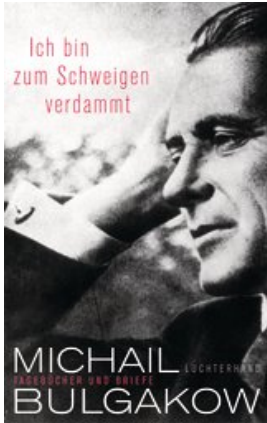
II. Juli (28. Juni). Mittwoch

Größte Unterbrechung in meinem Tagebuch. Dabei sind die Geschehnisse der Zwischenzeit äußerst wichtig.

Der lautstarke Konflikt mit England endete still, friedlich und schmählich. Die Regierung hat erniedrigende Zugeständnisse gemacht, bis hin zur Zahlung einer Geldbuße für die Erschießung zweier britischer Untertanen, die von Sowjetagenten hartnäckig Spione genannt werden.

Unlängst hat sich ein noch bemerkenswerteres Ereignis zutragen: Patriarch Tichon hat plötzlich eine Erklärung veröffentlicht, in der er sich von seinen Irrtümern in Bezug auf die Sowjetmacht lossagt, verkündet, dass er nicht mehr ihr Feind sei usw. Sie haben ihn aus der Haft entlassen. In Moskau zahllose Gerüchte und in den weißen Zeitungen des Auslands Aufruhr. Sie glauben es nicht, kommentieren usw.

Auf Zäunen und Wänden erschien vorgestern ein Aufruf des Patriarchen, der mit den Worten beginnt: »Wir, Patriarch von Moskau und ganz Russland von Gottes Gnaden...« Sinn: Er ist Freund der Sowjetmacht, stellt sich gegen die Weißgardisten, verurteilt aber auch die »lebendige Kirche«. Keinerlei



Michail Bulgakow

Ich bin zum Schweigen verdammt

Tagebücher und Briefe

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
19 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-630-87466-1

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: März 2015

Michail Bulgakow – 75. Todestag am 10. März 2015

Der Name Bulgakow wird in der Geschichte der Literatur unvergessen bleiben«, prophezeite Maxim Gorki um 1930, eine Prophezeiung, die zu dieser Zeit absurd erschien. Die schriftstellerische Karriere von Michail Bulgakow, dem Autor des epochalen Romans »Meister und Margarita«, der heute längst als eines der Meisterwerke der Literatur des 20. Jahrhunderts anerkannt ist, war zu seinen Lebzeiten ein immerwährender und meist vergeblicher Kampf gegen die staatliche Zensur. 1926 wurden seine Tagebücher von den Behörden beschlagnahmt. Von diesem Moment an beschränkte Bulgakow seine Gedanken auf Briefe an seine Freunde und Familienangehörigen und an öffentliche Persönlichkeiten wie Stalin oder seinen Schriftstellerkollegen Maxim Gorki.

»In meiner Schwermut und meiner Sehnsucht nach der Vergangenheit kommt es manchmal zu Explosionen von Kraft und Zuversicht«, notierte Bulgakow vor der Beschlagnahmung seiner Tagebücher. »Ich spüre, wie sich meine Gedanken emporschwingen, wie jetzt in der absurden Situation zeitweiliger Enge in dem scheußlichen Zimmer des scheußlichen Hauses, und ich weiß, dass ich als Schriftsteller unermesslich stärker bin als alle, die ich kenne. Aber unter meinen jetzigen Umständen gehe ich womöglich in die Knie.« Seine Briefe und Tagebuchaufzeichnungen – meisterhaft übersetzt von Thomas und Renate Reschke – erzählen eindrucksvoll von dem beständigen Ringen des Schriftstellers mit der Zensur. Von seinem gescheiterten Versuch, die UdSSR zu verlassen, der materiellen Not und der Krankheit, die zu seinem frühen Tod führte. »Alles ist verboten, ich bin ruiniert, ich werde gehetzt, ich bin völlig einsam. Wozu einen Schriftsteller in einem Land festhalten, in dem seine Werke nicht existieren können?«